

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 81 (1994)
Heft: 12

Artikel: chumm, wir wei aafa
Autor: Meyer, Paul Michael
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-533338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

chumm, wir wei aafa

Aller Anfang ist schwer, sagt man. Damit das nicht immer so ist, kennen wir Rituale, auch im Unterricht. Rituale geben Sicherheit, sie sind selbstverständlich. Klammern wir uns aber krampfhaft an Rituale, verlieren sie ihre positive Wirkung. Zudem kann nur wirklich beginnen, wer auch beenden kann: Anfang und Ende bedingen sich gegenseitig, wie Geburt und Tod. Der Beitrag von P.M. Meyer handelt vom täglichen Seiltanz im Unterricht, Balanceakt zwischen Strukturlosigkeit und lebloser Form.

Thomas war ein intellektuell eher schwacher Schüler, übergewichtig und also auch physisch schwerfällig. Niemand erwartete Grosses von ihm. Und doch überraschte er uns immer wieder: Aus seiner Körperfülle kamen unerwartet pffiffige Gedanken, die ihm eigentlich niemand zugetraut hätte. Seine Mitschülerinnen und Mitschüler gaben ihm deshalb einen Übernamen, der treffender nicht sein könnte: Thomas war unser *Kilosoph*.

Aller Anfang ist schwer. Auch in der Schule. Daher beginnt der Unterricht mit einem Ritual.

Während einer Mundart-Epoche schrieb Thomas das folgende Gedicht:

chumm
mir wei aafa
dass agfangen isch
de chöi mr
o einisch ufhöre

Tage darauf kam Thomas am Morgen auf mich zu, strahlend über das ganze Gesicht, ein Blatt Papier in der Hand: Er habe jetzt zu seinem Gedicht noch einen zweiten Teil geschrieben. Ich las:

chumm
mir wei ufhöre
dass ufghört isch
de chöi mr
o einisch aafa

Fritjof Capra, denke ich, brauchte in seinem Buch «Wendezeit» an die fünfhundert Seiten, um zum gleichen Schluss zu kommen.

Aller Anfang ist schwer. Auch in der Schule. Daher beginnt der Unterricht mit einem Ritual. Das war schon immer so. Als ich vor vierzig Jahren zur Schule ging, war es das Morgengebet, auch in meiner protestantischen Umgebung und in einer Zeit, da man dem Geld bereits mehr vertraute als Gott, und unsere Eltern aus der Frohen Botschaft vor allem das Gleichnis von den anvertrauten Pfunden, wenn auch sehr einseitig und direkt, verstanden zu haben schienen. So entschwand Gott allmählich aus dem Blickfeld, die Gebete verstummten, ins Zentrum rückte, quasi als Stellvertreter

Gottes, der Lehrer, und statt den Kopf in Demut zu senken, hatten wir uns beim Eintreten des Lehrers vom Stuhl zu erheben und stehenzubleiben, bis er uns in Worten oder Gesten das Zeichen gab, uns wieder hinzusetzen.

Ich denke heute gelegentlich mit leiser Wehmut an dieses Ritual zurück, wenn ich Praktikantinnen und Praktikanten zu Beginn einer Lektion um die Aufmerksamkeit der Klasse ringen sehe. Hatten wir uns damals in Demut auf das Höhere – auf Gott oder dessen Stellvertreter – auszurichten, haben heute meist umgekehrt die Lehrerinnen und Lehrer um die Aufmerksamkeit der Kinder zu bitten; nun haben also die Unterrichtenden sich in Demut zu üben.

*Wir räumten auf,
denn zu vieles war
bloss noch tote Form,
harte, enge Schale, in
der nichts Lebendiges
sich entwickeln
konnte.*

Auch diese weit verbreitete Hilflosigkeit (bereits zu Beginn des Unterrichts) hat ihre historischen Wurzeln. Rituale im Unterricht, und nicht nur da, sind Instrumente in der Hand der Machthaber, sie erinnern alle Beteiligten an die geltende (Un)Ordnung: Sie dienen den Mächtigen zur Disziplinierung der Ohnmächtigen, sie zementieren geltendes Unrecht. So ungefähr lautete unser Urteil damals, 68; und wir räumten auf mit einer Gründlichkeit, dass im Vergleich der Bildersturm der Reformation als leises Vorspiel erscheint. Wir räumten auf mit gutem Recht, denn zu vieles war bloss noch tote Form, harte, enge Schale, in der nichts Lebendiges mehr sich entwickeln konnte. Doch wie so oft ging dabei nicht nur Überholtes, Lebensfeindliches über Bord. Unsere Gründlichkeit hinterliess ein Vacuum, mit dem wir uns dann ebenso schwer taten wie zuvor mit den alten Formen. Noch vor wenigen Jahren bezeichnete ich selber das Morgenlied als leise Form der Folter. Tatsache ist jedenfalls:

- Meine Generation hat nach wie vor grosse Mühe mit äusseren Formen, ist hilflos; nicht wenige versuchen es mit esoterischen Versatzstücken, was meist aufgesetzt und daher eher kitschig oder peinlich wirkt.
- Unsere Nachkommen, herangewachsen in unserer «Formlosigkeit», haben unsere Unverbindlichkeit satt, sie suchen nach neuen Formen, nach unverbrauchten Ritualen, auch für Schule und Unterricht, und ich schlage vor, ihnen dabei behilflich zu sein, noch bevor ihre Kinder wieder von einer Schuluniform träumen, ihre Lehrer am liebsten mit Krawatte sehen würden und für den morgendlichen Fahnengruss plädieren.

Zum Beispiel Frontalunterricht

Fast lückenlos ritualisiert ist der Frontalunterricht, der Lehrer ein Zeremonienmeister, der die Fäden nie aus der Hand gibt und im Durchschnitt von hundert Unterrichtsminuten 68 Minuten lang selber spricht; die zwanzig Kinder müssen sich zwanzig Minuten teilen. Der Rest ist Schweigen.

Frontalunterricht ermöglicht optimal die tägliche Selbstinszenierung der Lehrperson; seine Vorherrschaft ist ungebrochen, er scheint also unter Lehrerinnen und Lehrern nach wie vor die beliebteste Unterrichtsform zu sein. Dies steht in seltsamem Widerspruch zu dessen Werthaltung:

Frontalunterricht hat einen schlechten Ruf; niemand findet ihn, fragt man nach, wirklich zeitgemäss, aber alle praktizieren ihn. Bücher über Grup-

pen- und Projektunterricht, über das Individualisieren füllen ganze Regale, doch es gibt kaum Publikationen über den Frontalunterricht. Also: Wir haben viele Unterrichtsrituale nicht abgeschafft, wir haben sie bloss tabuisiert und entziehen sie so einer kritischen Prüfung. Was daran trotz allem wertvoll wäre, verkümmert unter der Decke, die wir schamhaft über unsere Praxis ziehen, unser Unbehagen wird noch stärker; die Bereitschaft, uns in die Karten blicken zu lassen, umso geringer, dadurch auch die Chance einer Besserung.

Wie Drogenfachleute sich heute für die legalisierte Abgabe harter Drogen einsetzen, um diese in den Griff zu bekommen, plädiere ich für die geistige Legalisierung des Frontalunterrichts mit all seinen vielfältigen, zwiespältigen Ritualen, um ihn zum Wohle der Kinder reformieren und auf ein verträgliches Mass reduzieren zu können, was eben nicht möglich ist, solange er nur auf dem pädagogischen Schwarzmarkt gehandelt wird und wir bei seiner Einschätzung vor allem mit Dunkelziffern arbeiten müssen.

Gib die schöne Hand

Hinter jedem Ritual also gleich bössartige Manipulation zu wittern, verbaut uns den Durchblick zu den viel tieferreichenden Wurzeln der Rituale. Kehren wir an den Anfang zurück. Anfangen macht Angst. Daher hat jede Gesellschaft Anfänge ritualisiert: sie geben Sicherheit, verhindern peinliche Ratlosigkeit, vermindern Angst: zum Beispiel durch Begrüssungsrituale. In unsern Breiten heisst das: sich die Hand geben. Auch in unsern Schulen? Da ist es doch eher die Ausnahme. Was soll der Anfang der ersten Lektion Besonderes sein, wenn ja doch nach fast jeder Lektion eine andere Fachlehrerin in die Klasse kommt, und die Klasse von einem Fachraum zum nächsten wechselt? Man kann sich doch nicht den ganzen Tag die Hand geben!

Rituale geben Sicherheit, verhindern peinliche Ratlosigkeit, vermindern Angst.

Und wenn die Lehrerin nach dem Läuten in die Klasse kommt, haben die Kinder an ihrem Platz zu sitzen, bereit zur Arbeit. Sollte die Lehrerin die Kinder mit Händedruck begrüssen, müsste sie mit den ersten Kindern ins Zimmer treten, Zeit haben für ein paar Worte, Zeit haben, eine Nachricht, die auf der Zunge brennt, entgegenzunehmen. Warum eigentlich nicht?

Doch eben, die Lehrerin kommt als letzte, auch das ist ein Ritual, sie hat die Hände voll Material, voll Papier, voll Stoff. Es zeichnet gerade die tüchtige Lehrerin aus, dass sie keine Hand frei hat. So soll der kollektive Gruss genügen, individuell ist nur noch der Appell. Und nicht selten geht bei Praktikantinnen und Praktikanten, aber auch bei Routiniers selbst dieser Gruss vergessen: Es geht um die Sache.

Aber was vergeben wir uns doch dadurch, dass wir uns nicht mehr die Zeit nehmen, am Morgen jedem Kind die Hand zu geben. Dieser ritualisierte minimale Körperkontakt, der in der Regel der einzige bleiben wird und bleiben darf. Warum verzichten wir freiwillig darauf. Was könnten wir alles erfahren aus diesem bescheidenen Ritual über Art und Befindlichkeit jedes einzelnen, intuitiv! Da spüren wir warme Hände und kalte, lockere

und steife, schwache und kräftige, entschlossenere und zögernde, müde und tatendurstige...

Das Kind erwartet zurecht, dass wir Lehrerinnen und Lehrer es wahrnehmen, und je grösser die Klasse ist, umso mehr. Da gibt es keine dürftigen Entschuldigungen: dass wir doch bei so riesigen Klassen... Und so viele Klassen an einem Tag...

Ich denke an die leise, aber abgrundtiefe Enttäuschung eines Mädchens: Zwei Wochen war ich krank. Und als ich wiederkam, hat mein Klassenlehrer es nicht einmal bemerkt. – Ob es so ist oder bloss ein dummes Versehen; das Kind schliesst daraus: Es ist ihm vollkommen gleichgültig, ob ich da bin oder nicht, ob ich lebe oder tot bin.

Auch Schülerinnen und Schüler wissen, dass es Lehrer gibt, die am liebsten ohne Schüler Schule machen würden, weil sie nur so genau nach Plan unterrichten könnten.

Individualisieren und Gemeinschaftsbildung

In unserer Schule hat das Proletarische das Feudale nie überwunden. In den Klassen meiner eigenen Schulzeit sassen zwar alle Kinder, die mit den sauberen und die mit den schmutzigen Fingernägeln, aber unsere Lehrer lebten trotz allem das Ideal des Privatlehrers im gutbürgerlichen Haus: das Private ist erhebend; die Menge ist die Vorstufe der Masse und daher schlecht. Die scheinbar einzige Möglichkeit unserer damaligen Lehrer, der Herausforderung der Menge zu begegnen, war, sie zu ignorieren und uns so zu unterrichten, als wären da drei statt dreissig. Weder Sokrates mit seiner Hebammen-Methode noch unsere Lehrer mit ihrer Abfrage-Didaktik rechneten mit einer Menge Schüler. Da sie aber in unserem Falle längst Wirklichkeit geworden war, hatten wir uns selbstverschuldet in die begrenzte Zeit zu teilen: ein Dreissigstel im Schnitt, mehr nur für Vorwitzige und arme Sünder, auf Kosten anderer.

Zu kommunizieren hatten wir mit dem Lehrer und nicht mit den Mitschülern.

Die Klasse jedenfalls, ihre Möglichkeiten als Gruppe, wurde kaum je genutzt, der Lehrer sah sich als Unternehmer und nahm in dieser Funktion die mögliche Solidarität der Untergebenen eher als Bedrohung denn als Chance wahr. Zu kommunizieren hatten wir mit dem Lehrer und nicht mit den Mitschülern. Das eine bedeutete lernen und leisten, das andere schwatzen und stören.

Was da also vermeintlich als Eingehen auf das einzelne Kind hätte verstanden werden können, war wohl nicht mehr als die Folge eines Unvermögens, im besten Falle eine Art Begabtenförderung, doch dies meist auch nur, weil es angenehmer ist, mit Begabten zu arbeiten, als mit Benachteiligten, da der Lehrer sich gerne sonnt im Erfolg seiner erfolgreichen Schülerinnen und Schüler. Ich denke dabei an meine Kleinklässler, die die Welt nicht mehr verstanden, als sie erfuhren, dass ich, ihr Lehrer, nicht weniger verdiene als ein Lehrer an einer Regelklasse, sondern sogar mehr.

Noch bevor die Klasse als Gruppe mit all ihren kommunikativen Möglichkeiten wahrgenommen werden konnte, hob eine Flut von Lehrmitteln und Unterrichtstechnologien an, die nun wirklich individuelles Lernen ermöglichen, in der Regel leider nicht mit dem Ziel, die Persönlichkeit der Schülerinnen und Schüler zu fördern, sondern zum Zwecke einer optimalen Leistungsförderung, denn im wirtschaftlichen Wettbewerb zählt ein leistungsstarkes Kader mehr als eine solidarische Basis.

Freilich erwiesen sich allzu abstruse technokratische Bildungsmodelle, wie etwa die Vorstellung, wenn einmal jedes Kind seine PC-Station neben seinem Bett installiert habe, könne auf die allzu störungsanfälligen Ansammlungen Gleichaltriger in Gebäuden, die man früher Schulen nannte, verzichtet werden, als Illusion. Schon die Vorstufe davon, das Lernlabor für den Fremdsprache-Unterricht, in dem jedes Kind isoliert in einer Plexiglasboxe sass, verschwand ebenso schnell wieder, wie es gekommen war. Doch wenn solche Modelle zum Glück Utopie bleiben dürfen, haben die neuen humanen Unterrichtsformen doch stark zu einer Aufsplitterung der Grossgruppe Klasse geführt. Zur dauernd steigenden Hektik des Alltags kommt die zunehmende Unruhe in der Klasse, bedingt durch neue Arbeitsformen.

Die Förderer der neuen Arbeitsformen haben diese neuen Schwierigkeiten nicht bloss erkannt, sondern vorausgesehen. Daher nennen sie seit eh mit dem *Individualisieren* im selben Atemzug die Notwendigkeit der *Gemeinschaftsbildung*. Diese ist ein Ort der Rituale. Rituale, entwickelt aus dem urmenschlichen Bedürfnis heraus, etwas miteinander zu tun zu haben, denn der Mensch, soll er gemeinschaftsfähig werden, muss zwar vorübergehend auch allein sein können, doch grundsätzlich ist er auf Gemeinschaft hin angelegt, er verkümmert, wenn Gemeinschaft ihm auf Dauer versagt bleibt. Wer voll erfahren will, was ich mit dieser letzten Aussage meine, braucht nur eine Klasse zu erleben, die im Kreis sich eigene Gedichte vorträgt, in einer Stimmung heiterer Aufmerksamkeit.

Gemeinschaftsbildung ist ein Ort der Rituale, die aus dem urmenschlichen Bedürfnis heraus entwickelt sind, etwas miteinander zu tun zu haben.

Demokratisierte Rituale?

Unterrichtsrituale sollten immer wieder kritisch durchleuchtet werden. Rituale in der Schule dürfen nicht lebensfeindlich, nicht gemeinschaftshemmend sein. – Doch stellen wir uns so nicht selber das Bein? Macht nicht genau dies das Wesen eines Rituals aus, dass es fraglos selbstverständlich ist, sich der Ratio entzieht? Wie soll ein Ritual Bestand haben – denn nur durch seine Beständigkeit kann es als Ritual wirken –, wenn es jeder jederzeit in Frage stellen darf?

Lehrerinnen und Lehrer können Rituale einführen und auch wieder abschaffen. Darin liegt das Machtpotential, von dem ich bereits gesprochen habe. Lehrerinnen und Lehrer können aber auch nur ihre Klasse aufmerksam beobachten: dann nämlich nehmen sie wahr, wie die Klasse selber Rituale entwickelt und installiert. In liebevoller Führung kann nun die Lehrerin solche Rituale fördern, schützen, modifizieren oder auch verbieten, je nachdem, ob sie diese als entwicklungsfördernd oder als zerstörerisch erkennt.

Kinder sollen sich durchaus bewusst werden darüber, dass sie Rituale leben, sie sollen im Klassenrat auch darüber sprechen dürfen, ihre Meinung kundtun. Doch die Klasse dürfte, meine ich, nicht einfach durch einen Mehrheitsentscheid ein Ritual, das sich über lange Zeit entwickelt hat, kurzerhand abschaffen. Ein Ritual ist bedeutender als eine Exkursion. Ein Klassenritual gehört in die Obhut der Lehrerin, sie darf es, nötigenfalls gegen eine Mehrheit der Klasse, durchsetzen, wenn sie überzeugt ist, dass sie dies letztlich zum Wohle der ganzen Klasse tut.

Immer vor dem Geburtstag wird man ein Stück grösser

Langeweile entwickelt sich gerade daraus, dass die Kinder dauernd neu beginnen, abbrechen, neu beginnen...

Viele Kinder beklagen sich, die Schule sei langweilig. Lehrerinnen und Lehrer, die solche Äusserungen ernstnehmen, versuchen, noch mehr Abwechslung in ihren Unterricht zu bringen. Sie wechseln nicht nur alle 45 Minuten das Fach, sondern arbeiten in halben Lektionen, versuchen ganze Lektionen noch klarer zu gliedern, noch abwechslungsreicher zu gestalten. Leider verstärken sie dadurch die Langeweile, denn Langeweile entwickelt sich just dadurch, dass die Kinder dauernd neu beginnen müssen, abbrechen, neu beginnen, wieder abbrechen und wieder neu, so manches Mal neu, dass das Neue bald alles andere als neu ist, sondern immer düsterere Monotonie. Die einst klaren Konturen verschwimmen, die Zeit fliesst nicht mehr, sie gerinnt zu einer klebrigen Masse, die an Leib und Seele haftet und die Opfer zu ersticken droht. Das Unheil liegt nicht in mangelnder Abwechslung, denn man kann sich bekanntlich zu Tode amüsieren; das Unheil liegt in der Gängelung. Dürfen Schülerinnen und Schüler nicht vermehrt über ihre Zeit verfügen, verlieren sie das Gefühl für die Zeit, sie verlieren vor allem die Fähigkeit, sich ihre Zeit selber einzuteilen.

Ich begegne immer wieder Lehrerstudenten, die fast unfähig sind, sich in zwei vollen Wochen auf ein Praktikum vorzubereiten. In den meisten Fällen fehlt es weder am guten Willen noch an Arbeitstechnik, es fehlt an der Fähigkeit, Zeit und Arbeit klar zu strukturieren: Sie schlafen nicht mehr richtig, sie essen nicht mehr richtig und sie arbeiten nicht mehr richtig: mit einem Stück Brot und Käse in der einen Hand blättern sie in Büchern herum und verfallen ab und zu aus Erschöpfung sinnierend in Halbschlaf. Meist genügt es bereits zu vereinbaren, von wann bis wann geschlafen wird, und zwar nicht über offenen Büchern, wann das Frühstück einzunehmen ist, auch das ohne Papier, und von wann gearbeitet wird, in der Bibliothek, und auch dies wieder nicht endlos. Der Zeitbrei löst sich auf, eine Fliessrichtung wird erkennbar, Wegmarken, auf die wir uns zubewegen und die wir mit Befriedigung hinter uns lassen. «Immer vor dem Geburtstag wird man ein Stück grösser», erklärte ein Erstklässler. Ohne die Wegmarke *Geburtstag* würde ihm offenbar sein Wachsen nicht bewusst. Es ist wohl auch nicht zufällig, dass viele alte Menschen unmittelbar vor oder nach einem Geburtstag sterben.

Aller Anfang ist schwer. Das Ende nicht minder.

Aller Anfang ist schwer. Das Ende nicht minder. Sich von etwas lösen, trennen: gugus – dada. Etwas weggeben. Fertig, Schluss: der Nuggi in der Asche im Kehrichteimer. Schüler sind oft unzufrieden mit dem Schluss eines Buches. Schmerz beim Abschied von einer Landschaft schon nach

wenigen Ferientagen. Gertrud nahm, als sie sich mit fünf vom Haus ihrer Kindheit trennen musste, von jedem Baum im Garten ein Blatt mit. Rituale. – Liegt nicht in allen Enden, leise, die Vorahnung des letzten Abschieds, unseres Todes? Doch in jedem bewusst erlebten Abschluss liegt auch die Chance des Neubeginns. Humus, die verrottete Pflanze des Vorjahres, bildet die fruchtbare Grundlage für das neue Gewächs: das ist die Weisheit der Natur, das ist das Schöne an der Vergänglichkeit.

*chumm
mir wei ufhöre
dass ufghört isch
de chöi mr
o einisch aafa*